

Sion Megell und seine Sippe

Autor(en): **Rusch, Johann Baptist**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **213 (1934)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sion Megell und seine Sippe.

Erzählt von Johann Baptist Rusch.

Wenn um die Giebel die Schwalben schwirren und auf dem Feld die Staren streiten, dann ist es Frühling worden. Und wenn ins Haus die Brattig kommt, geht's dem Herbst entgegen, beginnen die Abende zu langen und werden einem Stube und Lampe wieder lieb. Diese Herbst- und Winterabende, im Ofen drin ein knisternd Holz, eine sumrende Fliege um die Ampel, ein krabbelnd Mäuschen in der Wand und des Zytes Tictack in der Stille, die waren von uralterher die Zeiten zum Erzählen. Man hört gern Geschichten von fremdem Mensch und fernem Land. Traulicher aber ist es doch, etwas zu hören aus der Heimat.

Zischge, Dikte, Seff und Jöck, hört jetzt auf mit Fassen! Wir wollen ein bißchen plaudern von den allerersten Leuten, die in unser Land gekommen sind, vom Sion (Tschion) Megell und seiner Sippe. Es wird so um 640 gewesen sein, schon an die 1300 Jahr. Unserer Frau Nachbarin ihr längerer Zahn war damals noch nicht gewachsen. Seid ihr bereit zum Hören? Nun, so beginne ich:

Die ersten Pafzgänger über die Sazerlücke.

Es ist im Augusten, ein heißer Tag. Zu Füßen der rheinwärts gewandten Felsklöße, welche die Pafz-enge der Sazerlücke umstehen, sitzen ein paar Leute im blumenvollen Berggras, schauen hinauf in die rhätischen Berge, essen langsam und reden wenig. Unter eines mageren Ahorns dürftigem Schatten liegt eine bleiche, schwache Frau. Zwei kräftige, junge Burschen sind um sie. Der eine hat ihr in tönerner Schale Wasser von der nahen Quelle gebracht, kniet vor ihr und hebt mit kräftigem Arme ihren Oberkörper, daß sie trinken kann. Der andere steht daneben, lehnt sich an den krummen Ahornstamm und blickt unbestimmt ins Weite. Die bleiche Frau hat eine schwache Stimme und zwei schmale, schmale Hände. Mit der einen kost sie den Scheitel des vor ihr Knienden, mit der andern sucht sie die warme, volle, kräftige Bräse des ob ihr Stehenden und beiden sagt sie „Liebe Kinder“. Es muß ihre Mutter sein.

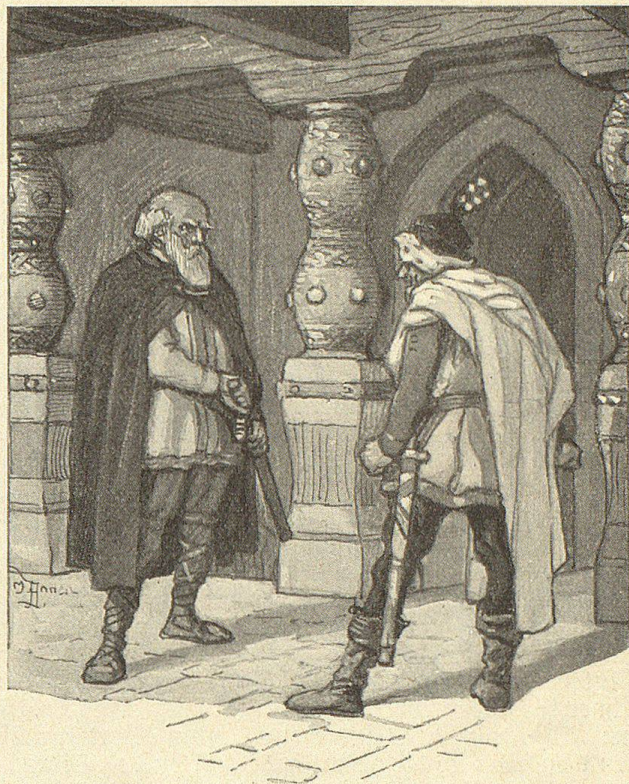
Etwas abseits von diesen, dort wo aus grünem Moos in graue Steine die helle Quelle rinnt, sitzt auf einem Steinblock, sitzend müd auf seinen Stab gebeugt, ein schon betagter Mann. Um ihn stehen drei Töchter. Und der Vater spricht: „Weiß Gott, was hinter diesen Felsen sich uns eröffnet und ob wir irgendwo, vor der Verfolgung sicher, eine Heimstatt finden.“ Die ihm zunächststehende der tannenschlanke Jungfern legt ihren Arm um seinen Nacken und neigt zum Kuß der Ehrfurcht die Bräune ihrer Jugend auf seiner Stirnrunzeln Braun: „Vater, wir sind bei dir, Giachen (Tschiaughen) und Luzius, Giuanna (Tschuanna) und Margaretha und ich, deine Mengia (Menschia = Monika), deine Älteste. In seiner Kinder Kreis ist des Vaters Heimat, und sei es, wo es sei. — „Sicher,“ sagt der Vater und dreht den Stock in seiner Hand, als möchte er mit

ihm die Erd erhöhren, „die Kinder sind des Vaters Sterne. Aber ob ich die Sonne in die neue Heimat bring?“ „Unsere Mutter wird sich erholen. Der Aufstieg aus dem Tale hat ihr zugeföhrt und dadrunten der Ueberfall der Wölfe in dem weglosen Wald.“ Der Alte schüttelt den Kopf: „Es war zu viel, es war zu viel. Gestern Abend um die Nacht schlüch wir uns fort von Chur, immer dem Rhein entlang mit allen seinen Kehlen. Die ganze Nacht sind wir gewandert, bald über groben, bald über feinen Stein, schließlich auch noch in einem Breitlauf, dort oben an der großen Beuge, durch den Fluß gewatet, um ans herseitige Ufer zu kommen. Wohl haben die Söhne sie getragen. Aber sie hatte Angst. Körpernässe macht nicht so viel. Aber Angst macht die Seele naß. Und sie war krank schon viele Wochen. Teufel von Victor, daß du mir das antun mußtest. Nein, es war zu viel für sie, zu viel auch für uns. Kein Rhätier geht gern von seinen Bergen fort.“

„Was hat denn der Präses Victor so plötzlich wider uns?“ fragt Giuanna, die jüngste, die vor dem Vater auf grünbemoostem Steine sitzt, noch Kind genug, in ihr rabenschwarzes Haar weiße Margariten gekränzt zu haben. „Er war doch früher uns allen wohlgewogen und hat dich zum Decanus ernannt. Ich weiß noch wohl, wie man dich darum benieden und viele gesagt haben, du seiest zu alt dazu.“ „War ich wohl auch,“ sagt der Vater, „denn das reife Alter tritt nicht mehr in den Dienst aufbrausender Leidenschaft. Weil ich ein mir befohlenes Unrecht nicht erfüllen wollte, darum müssen wir nun alle Unrecht leiden.“ Nach kurzem Schweigen schlägt der müde Mann einen erzählenden Ton an:

„Hoch oben im rhätischen Tale, das der vordere Rhein durchbraust, zwei Tagereisen hinter Chur, wo der Rhein kein Tal mehr bildet, sondern zwischen steile Hänge eine wilde Schlucht sich nagte und alles weit und breit noch unberührter Urwald ist, durch den nur wenige Pfade ziehen, auf denen kaum jeden Monat einmal ein Mensch des Weges kommt, hat, mitten in der Wildnis, ein heiliger Klausner seine Hütte gezimmert, eine Kapelle daneben gebaut und etwas Wald gerodet, genug, ein paar Aecker anzupflanzen und für wenige Ziegen Wiesland und Heuboden zu haben. Nebenbei ist er der Waldmensch geistiger Vater, ein heiliger Mönch aus dem Franklande, der, weiß Gott wie, sich dort hinauf verirrt hat. Die schlichten Waldleute haben sich von ihm unterrichten und taufen lassen. Er erklärt ihnen das Evangelium und den Heilwert und jegliche Verwendbarkeit der Pflanzen und leitet die Jäger des Waldes zu des Wildforsts Rodung und zum Ackerbaue an. Der Waldbruder nennt sich Sigisbert. Auf einer Jagd in jener Gegend ist voriges Jahr der Nefse Victor, Plazidus, auf die Einsiedelei in der Desertina gestoßen und war in des Waldheiligen verlassener Hütte zu Gaste. Sigisbert hat des Jünglings Herz gefangen genommen und da der Wald jener

Gegend des jungen Plazidus Erbe gewesen ist, verschenkte er einen weiten Teil davon dem Mönche mit der Bitte, dieser soll an der Stätte seiner Hütte bald ein Kloster bauen. Plazidus selber war entschlossen, junge Freunde zu sammeln und mit ihnen herzukommen und als erste Mönche unter Sigisberts Leitung in jener Weltverlassenheit Gott und dem zerstreuten, noch halb wildem Volk zu dienen. Nun war Plazidus von früh her eine Waise. Victor, der Bruder seiner Mutter, war sein Vormund. Daß Plazidus dem Waldbruder Sigisbert die Wüstenei am Oberrhein, weit hinten im Hochgebirge, geschenkt hatte, hat den Präses unbejorgt gelassen. Aber daß sein Nefte dort hinten ein Kloster haben und sein ganzes, großes Vermögen diesem zutragen wollte, das empörte Victor umsomehr, als er, nach allen Seiten hin geschäftig, das Mündelvermögen verpfändet hatte und eben nicht herauszugeben in der Lage war. Als indes Plazidus mit guten Worten und Versprechen von seinem Vorhaben nicht abzubringen war und in Ehr von seinen Freunden sich verabschiedete, um für immer zur Desertina als stiller Mönch zu ziehen, hat darüber Victor Verstand und Fassung verloren und er hat mich auf die Pfalz gerufen. Es sind nun just vier Wochen her. Ich habe den sonst immer wenn auch herrschen, so doch freundlichen Präses nie so gesehen: finster das zornverzerrte Angesicht, grollig die fletschend zischende Sprache. „Gion,“ bauzte er mich an, daß ich schier zusammenfuhr, „du kennst die Wildnis am Oberrhein, den Pfad, den hin und wieder ein Welshlandgänger über den Lufmanier geht?“ „Ja,“ sagte ich, „bin ich ihn doch selbst schon oft gegangen.“ Da ging über Victors Angesicht ein grimmschmizter Zug. Etwas Teufliches zuckte ihm um Mund und Augen und es widerte mich an, so sehr ich sonst meinen Herrn auch schätzte, wie er mir nun näher kam und so ungegründet leise redete, obwohl uns ja niemand hören konnte, als fürchte er, was er nun vorbrachte, selber anzuhören: „Dort hinten soll, sonnwärts an den Halden, ein alter Narr sich eine Klause erbaut und etwas abgeforstet haben.“ Ich wagte zu widersprechen: „Es ist ein ehrwürdiger Greis, Sigisbert mit Namen, und er tut den Waldleuten viel Gutes, ist ein christlicher Glaubensbote gewesen, der müde seiner Wanderfahrten auf Apostelwegen, nun dort sich eine Hütte in den Abend seines Lebens baute.“ Der Präses grinste und wehrte meine Verteidigung mit gespreiztvingriger Hand ab: „Immerhin, immerhin, ich tu ihm nichts zuleide, mag er sein, was er will. Immerhin, immerhin, meinem närrischen Nefen, dem Plazidus, dem überspannten Jungen, hat er den Kopf verdreht. Ob er diesem, ob dieser ihm den Gedanken zugeblasen hat, einerlei, es soll dort ein Kloster werden. Diese Klöster wachsen jetzt wie Pilze weitem im ganzen Reiche. Und Plazidus will mir das ganze, von seiner Mutter auf ihrem Todbett mir in Verwaltung gegebene Vermögen abverlangen und droht mir mit Rechtsklage beim König und Papst. Er will's dem fränkischen Mönche schenken.“ Und der Präses stampfte und ballte die Fäuste: „Das geht nicht, das will ich nicht, das kann ich jetzt nicht



dulden, es würde mich selber in schwere Bedrängnis bringen; denn ich habe über das Erbe verfügt und hab es jetzt nicht zuhanden. Der Plazidus, bah, ist ja doch nichts mit ihm, gibt nie ein rechter Victoride, ein zimperlich Wesen, unberechenbar, denk doch, sag selbst, sonst würd' er nicht sein reiches, großes Vermögen einem Fremdling schenken wollen. Und mich in Verzweiflung setzen, mich mit Rechtsklage bedrohen, seinen Onkel, fast sein Vater, so sehr hab' ich immer um ihn gesorgt. Der Undankbare!“ Und Victor biß mit seinen Zähnen in die Lippen: „Jetzt ist es fertig. Jetzt ist es Schluß!“ Und wieder wurde er häßlich leise, wie eine Schlange im Ries: „Er ist der einzige Sohn seiner frühverstorbenen Eltern. Zwei große Vermögen flossen in seiner unfähigen Hand zusammen. Ich bin sein einziger Erbe.“ Und nun sah man nur noch das Weiße der Augen des bebenden Mannes: „Er muß weg, weg muß er!“ Und ich zuckte zusammen, da der Präses seine Hand auf meine Schulter legte: „Gion, du mußt mir helfen. Du bist mein Dinggraf. Nimm ein paar deiner Knechte, verkleidet euch als Räuber und reitet, so weit man reiten kann, dem Plazidus nach. Er ist vor einigen Stunden nach Desertina abgezogen, zu Fuß. Ihr holt ihn sicher ein. Verstellt ihm den Weg und schlagt ihn tot, dann laßt irgendwo euer Räubergewand und zieht als Soldaten den nämlichen Weg, hebt den Toten auf und bringet ihn her. Ich werde den Ermordeten betrauern und dich und deine Leute auf die Suche nach den Mördern schicken. Jedem der Knechte geb' ich durch dich einen Hof und erkläre ihn frei, dir stehen fünftausend Denare und die Erben-

nung zum Markgrafen zu.“ Dann nahm er Abstand von mir und krümmte sich, um mir besser ins Auge zu sehen. Es war ein entsetzlicher Augenblick. Ich schwieg. Mit einer ganz unnatürlichen Stimme, als spräche aus ihm ein Dämon, keuchte er mich an: „Und nun?“ Da sagte ich, ihm drei Schritte näher tretend, die Hand am Schwert: „Präses, steh ab von deinem verruchten Plane. Ich will Plazidus nachreiten, will ihn zu Sigisbert geleiten, will es fertig bringen, daß du das Vermögen noch jahrelang weiter verwalten kannst, bis du es von denen zurückbekommst, denen du es verpfändet und verlehnt hast. Du sollst darüber so sorglos sein wie bisher.“ — „Hör auf, hör auf, du Esel!“ schrie der Besessene. „Haha, nicht übel; Victor, der Präses von Rhätien, soll einen hergelaufenen Bagabunden um die Gnade bitten, ihm ein Vermögen länger in der Hand zu lassen. Keine Torheiten, Mensch, nur ein Wort will ich hören: Bringst du Plazidus um, oder willst du umgebracht werden mitamt deiner Sippe, du Feigling?“ — Mein Blut sott. „Was, Feigling? Es ist keine Feigheit, einen verbrecherischen Auftrag abzulehnen. Ich bin kein Feigling, aber du bist im Begriff, ein Mörder zu werden, ein Mörder am Blut deiner Schwester, ein Mörder am Blut deiner Ahnen!“ Bleich vor Wut bestellte mich der Präses an: „Weg von mir. Und wenn du ein Wort sprichst von dem, was ich dir gesagt habe, bist du des Todes!“ Ich ging, wohl wissend, daß ich die Gunst des Landmächtigen für immer verscherzt hatte, daß er mich nun haßte und fürchtete zugleich.

„Und Plazidus, der edle Junker?“ fragt Giuanna. Der Vater stützt die Stirn in die Hand. „Meine Weigerung hat ihn nicht gerettet. Victor hat ein willfähiges Werkzeug gefunden. Wer es war, das weiß ich nicht. Sie haben zwar die Leiche des Jünglings nicht nach Chur gebracht. Er liegt in der Kapelle der Desertina begraben und der greise Sigisbert pflegt die Blumen an seiner Gruft. Aber den elften Juli, noch selbigen Tages, haben die gedungenen Mörder ihn eingeholt und beim Bache, der nahe der Klause Sigisberts aus einem Tobel niederrauscht, zu Boden geworfen und wie einem Verbrecher das Haupt mit dem braunen Lockenhaar vom Hals geschlagen. Der greise Sigisbert kam dazu und vor ihm sind die Mörder entflohen. Das Herz des Jünglings war noch warm, als die Waldleute ihn die blutige Spur hinauf zur Waldkapelle trugen. Und es soll warm bleiben dort an heiliger Stätte viel tausend Jahr. Das ist mein Wunsch. Den trag ich in die Fremde.“ — „Hat Victor sich eigentlich an dir rächen wollen?“ forscht Mengia. „Natürlich, das weißt du doch, wie oft seltsame Gesellen zur Nacht unser Haus umschlichen, wie der Vater zweimal außer der Stadt überfallen worden ist.“ erklärt Margaretha. „Ich bin froh, daß wir geflohen sind.“ „Eine innere Stimme sagte mir,“ fügt dem der Vater bei, „daß ich keine paar Tage mehr gelebt hätte und es ist wohl möglich, daß der Präses uns suchen läßt. Doch wird er uns nicht mehr finden. In diesen Bergen sind wir sicher. Aber,“ und er erhebt sich, die Müdigkeit verbeißend, „wir müssen

weiter gehen, da über das enge Joch. Vom Rhein bis daherauf haben wir keine menschliche Spur gefunden. Wir sind wohl die ersten, die diesen Paß beschreiten. Segne Gott alle, die es fürder tun!“ Er geht zu seiner Frau hin. Die hat an der warmen Bergsonne eine gute Stunde geschlafen und fühlt sich haß erquickt. Die Söhne nehmen, den Wurfspieß als Bergstock führend, die Last der Werkzeuge auf sich, die Töchter die leichteren Bürden an Decken, Fellen und Geräten. Der Vater führt die Mutter.

Die Felsen treten enge, wie zu einer Gasse zusammen und heben ihre zerklüfteten Zacken jach ins Himmelsblau. Tief unten durch Wald und Moor zieht sich des Rheines Silberband und fern in Sommerdünsten glitzern Rhätiens Firnen den paar Leuten wie zum Abschied zu. Mühsam schreiten sie durch Geröll hinauf zum Joch. Jenseits ragen wieder Berge und zwischen diesen und jenen liegt unweit unten ein schmales Tal, von urweltlichen Bäumen bewaldet.

Die Sonne ist schon tief gesunken. Ein Adler kreift im Blauen und bellt in die Alpenstille, da er von der Geröllhalde der Sazerlucke, wie jenes damals noch namenlose Joch jetzt heißt, Menschen niederkrabbeln sieht. Durch das Berggehölz ist es schwer voranzukommen. Bald muß man über sturmgefällte Arvenriesen klettern, bald unter Niederästen durchkriechen. Plötzlich stehen sie alle vor einem tief-schwarzen, schmalen Bergsee. „O wie schön!“ ruft Giuanna, die jüngste, „da möchte ich ewig bleiben.“ „In der Tat,“ sagt auch die Mutter, „das ist ein wunderbares Tal. Wollen wir nicht hier unsere Behausung gründen?“ — „Für diesen Abend wohl, vielleicht für eine Woche, damit wir uns völlig ausruhen und von da aus weiter das Gebirge erforschen. Indes, zum Bleiben für immer ist der Ort mir noch zu wenig tief verborgen. Man sieht da niemand nahen und plötzlich könnte man überfallen sein.“

Kühler Abendwind kräuselt die Wellen und leise plätschern und murmeln sie in den grauen Steinen am Ufer. „Luzius,“ sagt der Vater, „geh mit Giachen und holt uns ein Reh herbei. Wir haben ihrer ja viele gesehen. Ihr werdet bald eins haben. Wir richten derweilen das Zelt auf und graben eine Feuergrube. Margaretha sammelt Holz. Giachen, laß uns den Feuerstein da, daß wir, bis ihr mit der Beute kommt, schon eine Glut bereitet haben. Mir scheint, der Braten wird uns schmecken.“ „Ei ja, wir haben Hunger wie Wölfe,“ geben alle zu.

Des Alpsteins erste Bewohner.

Von den Bergen leuchtet der Tag. Die Schatten rinnen vom Felsen. Silber funkelt der See. Gion Megell steht mit seinen Söhnen vor dem fellbedeckten Zelte. Nah dabei schürt Margaretha an der Feuerstatt die Glut und vom See her dringt ein munteres Jauchzen. Giuanna rudert in einem gehöhlten Baumstamm über das schweigende Wasser und freut sich des Widerhalls ihrer Rufe. Giachen und Luzius sind wanderbereit. „Geht mit Gott,“ sagt der Vater, „und suchet uns in diesen Bergen einen sicheren Ort, in der Höhe, übersichtlich und doch verborgen, an

einem fließenden Wasser und in Waldesnähe; denn wir werden uns wohl für immer von der Jagd ernähren müssen.“ „Vater, und gib acht auf die Feglia (Felia).“ Luzius deutet auf das Mädchen draußen auf dem See und wendet sich vorwurfsvoll an den Bruder. „Du hättest ihr keinen Baumstamm höhlen und keine Ruder schnitzen sollen. Wir haben ja doch kein Fischgerät und bleiben nicht länger hier. Die Kleine ist unachtsam. Sieh dort, jetzt steht sie gar auf in dem schwanken Rachen. Schwimmen kann sie nicht und das Wasser ist kalt.“ „Oh, sie hat mich gebeten und ich kann ihr nichts ausschlagen. Laßt uns ziehen.“ Luzius wendet im Gehen sich noch einmal zum Vater. „Wenn sie mit ihrem Schiffschen zurückkommt, Vater, zerschlag es. Die große Art liegt hinterm Feuergrubsteine. Besser ist's, sie weine eine Stunde als wir wegen ihr gar manchen Tag.“ Die Söhne schreiten einer engen Schlucht zu. Giuanna winkt ihnen mit weißen Armen vom immer noch dunkelbeschatteten See.

Mengia führt die Mutter aus dem Zelte an die Morgenjonne. Margaretha hackt Holz im nahen Walde. Der Artschlag widerhallt in der tiefen Stille. Die Feglia — alle nennen die Jüngste einfach Feglia — die Tochter — stößt mit ihrem Einbaum an die Ufersteine und hüpfst lachend an der Mutter Hals. „Ist das schön hier. Denk, ich bin schon über den See gerudert. Tausend Fische tanzen drin. Er ist so klar, daß man ganz in seine Tiefen sieht.“ „Daß es bleiben, Feglia,“ sagt die Mutter, „ich ängstige mich um dich. Sind wir in den zehn Tagen, da wir nun schon hier sind, von allem Unheil wohl verschont geblieben, haben weder Wolf noch Bär uns heimgesucht, so wollen wir nicht dem Schicksal trohen.“ Der Vater zieht mit einem Haken den Einbaum über die Steine tief ans Ufer. Die Artschläge haben aufgehört. In mächtigen Säzen, das Beil in der Hand, springt Margaretha aus dem Wald und ruft: „Vater, den Spieß, eine Bärin kommt!“ Erschrocken fliehen die Frauen ins Zelt zurück. Nur Giuanna guckt neugierig zu einer Zeltlücke gegen den Wald hinaus. „Ich habe noch nie einen Bären gesehen, laß mich, Mengia,“ sagt sie zur Schwester, die sie zurückreißen will. Der Vater steht mit dem Speer unter dem Zeltschnitt. „Sie kommt,“ meldet die Feglia ins Zeltinnere. „Ei, was für ein mächtig Ding. Oh — und gelungen! — zwei fugelrunde, zottige Bärlein daneben! Ha, ha, wie sie sich balgen.“

Die Bärin tritt arglos gegen den See. Jetzt sieht sie das Zelt und am See die rauchende Feuerstatt und bleibt stehen, hebt den kräftigen Kopf und blickt auf Gion Megell, der seinen Speer kräftiger faßt, aber noch in Ruhe verharret. Die Bärin nähert sich nicht. Sie wendet, angelockt vom Geruche des in heißer Asche der Feuergrube bratenden Rehsfleisches, sich der Feuerstätte zu. Sie schnuppert. Aber der Rauch und die Wärme scheinen ihr verdächtig zu sein. Dennoch tappt sie mit ihren Pranken in die Asche, brüllt laut auf, nimmt einen großen Sprung und watschelt im Uferwasser auf und ab, um schließlich, wie erschrocken, rasch den See entlang zu laufen. Die beiden Jungen

purzeln ihr nach. Weit weg vom Zelte hocht sie nieder und leckt ihre Prake. Die Gefahr ist vorüber. Vorsichtig kommen alle aus dem Zelte und schauen nach der Bärin aus. „Das arme Tier hat sich die Pfote verbrannt,“ sagt der Vater. „Das kommt nicht mehr in unsere Nähe. Es hat wohl noch nie Menschen gesehen.“ — „Du hättest die Bärin erlegen sollen. Wir hätten dann die Jungen gefangen und gezähmt. Das wären unsere Hunde geworden. So zwei zahme Bären, üh, das wäre lustig geworden. Und der Ulten ihr Pelz hätte auch etwas genützt. Nächsten Winter würden wir vielleicht darum froh geworden sein,“ meint die Feglia. „Hat keinen Sinn,“ brummt der Vater, ungehalten über den Vorwurf. „Hat das Tier uns nichts zuleide getan, wollen wir auch ihm nichts zuleide tun. Ich bin froh, daß die pelzige Bestie uns nicht näher kennen lernen wollte.“

Gion Megell sitzt mit seiner Frau am See. „Weiß Gott,“ sagt der Rhätier traurig, „ich hätte Luzius folgen und der Feglia ihr dummes Schiff zerhacken und verbrennen sollen. Was werden die Brüder sagen, wenn sie wiederkehren?“ — „Sie kommen so lange nicht,“ sagt in Kummer die Mutter, ver-schlingt ihre Hände am hochgezogenen Knie und blickt in des ruhenden Alpenwassers schwarze Tiefen. „Schon sind sie vier Tage weg. Ich halt' es kaum mehr aus, auf ihre Wiederkehr zu warten. Ich mar-tere mich am Gedanken der Möglichkeit, daß sie nicht mehr kä —“ „Holiachou . . . aho—u!“ klingt's von den Felsen wider. Die Schlucht herauf, da sie gegangen sind, kehren die jungen Männer wieder und tragen an einem Aste mühsam einen schweren Hirsch. Wie sie der Eltern sichtig werden, werfen sie die Last ab und eilen an den See. „Wir haben eine Heimstatt gefunden!“ ruft zum Gruß Giachen entgegen, „drüben am zweiten Gebirgszug, zwischen Felshang und Abgrund ein weit-sichtiger Balkon, eine Bergwiese, die aufsteigt vom Dichtwald zum Firne, ganz wie ein Alpental in unseren rhätischen Bergen.“ „Niemand kann uns dort überraschen,“ fügt Luzius bei. „Den Hintergrund deckt ein kaum gangbares Gefels. Eine spitze Kuppe ist mit ewigem Schnee umgeben. Wir sind hinaufgestiegen und da hat vor unserem Blick sich eine große, neue Welt zertan. In Hügel-wellen und kleinen Bergen zerfließt das Land endlich weit im Horizont. Morgenwärts breitet sich ein weiter See. Unser Gebirge, in das wir da ge-stiegen sind, ist wie eine Feste. Es holt in drei wilden Felsenkämmen gegen Norden aus. Weit und breit ist ungangbarer Wald. Wir haben nirgends eine menschliche Spur gefunden. Wir haben dem Gebirge bereits einen Namen gegeben. Desentis, die Einöde, man darf sie wohl so nennen.“ — „Dennoch, unsere Heimat der Verbannung ist ein schönes Land,“ er-gänzt Giachen. „Da, wo wir unsere Hütte bauen werden, fließt ein munterer Bronn vorbei und stürzt sich bald über eine schwindlige Wand in ein ver-lorenes Tal darunter, worinnen ein liebliches Seelein blaut, rings von Wald umgeben. Fast bis zu seinem innern Ende langt vom höchsten Berge eine Glet-cherzunge nieder. Gemsen wandern über die Gräte,

Rehe hüpfen durch den Wald, Hirsche weiden in der Dichtung, Murmeltiere spielen auf den Steinen und durchs Berggras springen Alpenhasen. Wir werden nicht verhungern. Ein Hirschstier hat uns sogar trozig angefallen. Wir haben ihn erlegt und hergetragen; denn zum Bezug der neuen Heimat ist ja noch alle Zeit und sie liegt nicht weit von da.“ „Wir sind,“ erklärt Luzius, „dieses nur kurze Tobel zu einem sumpfigen, schmalen Talgrund hinabgestiegen und haben eine ganze Herde von Wildschweinen überrascht. Ein Eber mit mächtigen Hauern schoß auf uns zu, aber auch an uns vorüber, seinen Säuen nach. Es war unser Glück. Wir hatten beide unsere Speere nach ihm geworfen und beide hatten ihn gefehlt. Wir hatten Mühe, in dem Moor unsere Werfer wieder zu finden und noch größere, durch dasselbe einen gangbaren Weg zu finden. Drüben steigt, schon von unten als Paßflücke erkennbar, ein jacher Hang an, der aus Bergwiese höherwärts in Geröll übergeht. Schon droben im Joch bietet sich ein freier Blick ins Weite. Über Wald und Wald, so weit man sieht. Die Gegend nordwärts dieser Berge scheint noch gar nicht bewohnt zu sein. Wir suchten einen Niederstieg, kamen aber in so dichtes Holz, daß wir über demselben an schmalen Grashalden weiter einwärts ins Gebirge gingen und da lag einstmals vor uns ausgebreitet ein wohlumhegter ebener Grund wie ein Wiesentraum in den Felsen und wir sagten zueinander, das werde die Heimat der Megell, die Megellisalp. Es ist gut hinzukommen, Mutter“, schließt Luzius tröstend, derweilen Giachen fragt: „Aber, ihr seid so traurig, ich gewähre euch, unsere neue Heimat wird so schön und wohnlich wie jene sein, die wir verloren haben.“ Die Eltern erheben sich. „Folgt uns, auf daß ihr sehet, weswegen wir traurig sind.“

Söhne und Eltern schreiten zum Zelte. Margaretha und Mengia kommen ihnen entgegen und beiden sind die Augen rot. Luzius blickt hinaus auf den schmalen, dunklen See und sieht weit draußen umgekehrt den Einbaum seiner Schwester. „Oh, ich weiß es, oh, ich weiß es“, ruft er und eilt dem Zelte zu. Dort liegt sie, weiß und rein und schön auf grünen Tannenästen, und beide Brüder knien vor sie hin: „Unsere Feglia, arme, liebe Feglia,“ und Giachen wollte zärtlich mit seiner schweren Hand ihre Stirne streicheln. Er hat noch nie eine Tote berührt und zuckt erschrocken vor der Kälte zurück.

Neben dem Zelte am See hat der Vater eine tiefe Grube gegraben, ganz in die Steine hinein, die er ringsum hochgeschichtet hatte. „Nun, ihr gekommen seid,“ sagt der Vater, „wollen wir die Feglia begraben. Sie liegt schon drei Tage da. Wir haben ihrer nicht acht gehabt. Der dunkle Bergsee hat's ihr angetan. Wieder war sie draußen, ganz in der Mitte und wir, Mutter, Schwestern und Vater mußten sehen, wie ihr Einbaum kippte, mußten die furchtbar in allen Felsen widerhallenden Hilferufe hören und konnten ihr doch keine Hilfe bringen. Sie wehrte sich eine Weile und sank und am Morgen einer schlaflosen Tränennacht legte der dunkle See, wie ein Dämon sein Opfer, sie grad hier unterhalb

des Zeltes ans Ufer und der Vater ging an die traurigste Arbeit, des Kindes Totengräber zu sein. Nun wollen wir sie hinübertragen zur Grube...“ „Nein, Vater,“ fällt Giachen ein, „wir tragen sie an unsere neue Wohnstätte. Wo wir wohnen, soll auch sie sein und wenn nicht mehr lachend und singend, so schweigend unsere Heimstatt teilen.“ „Es geht nicht,“ erklärt der Vater, „es ist gut, wenn der Mensch und wohne er wo er wolle, etwas Liebes an einem andern Orte hat. Wir werden oft hieher zu dieser Stätte kommen. Der Wohnort soll uns traulich, aber weiter weg von ihm soll der Ort sein, der uns heilig ist. Es muß sein. Ein Priester fehlt uns. Aber Gott ist überall. Und draußen sinkt die Sonne. Kerzen haben wir keine. Dafür brennen die Berge im Abendlichte um ihr junges Grab. Vorwärts, Giachen, Luzius, Mengia, Margaretha, faßt die Aeste, vollziehen wir das traurigste Werk der Liebe.“ Ein Mutterherz schluchzt auf. Schweigend tragen die vier Geschwister Giuanna zur Grube hart am See, senken sie auf ihrem Tannenbette sacht hinab und decken sie mit viel Tannenästen zu. Das Leichengeleite sind Vater und Mutter, die größte Liebe, die einem Toten folgen kann. „In fremder Erde begraben...“ hart ist es und würgt das Herz,“ sagt mit zitternder Stimme der Vater. Die Mutter und Schwestern sind weinend zum Zelt zurückgegangen und beten. „Ist eine Erde noch fremd, wenn in ihr jemand ruht, den wir geliebt haben? Ist eine Erde, die ein Herz verzehrt, das wir und das uns geliebt, nicht ein Stück Heimatland?“ Giachen fragt es und der Vater wendet sich ab.

Das letzte Taglicht verflammt an den Bergen. Leise murmelt der See. In den Lüften kreisen Falken und aus dem Bergwald klingt der Vögel letztes Lied. „Da möchte ich ewig bleiben“, hat sie gesagt, da sie den See gesehen“, erklärt Giachen, und den letzten Stein auf die Grabpyramide setzend, fügt mit einem Blick auf das nun schon nachtschwarze Wasser Luzius bei: „Der See unserer Feglia, ihr Spielzeug und ihr Untergang, für immer, immer soll er der Feliasee sein, ihr zur Ehre, ihm zur Strafe, du böses, schwarzes Wasser du!“

Der erste Spinigang aus den Sentisbergen.

Der Winter ist gekommen und vergangen. Wieder blüht der Berglenz. Der Maien ist vorbei. Gion Megell steht vor dem an einen Felsen hingelehnten Steinbau, den er mit seinen Leuten vergangenes Jahr auf den Winter hin errichtet hat und schaut hinaus auf die Matte, deren Graswuchs üppig quillt. „Schad, daß wir keine Tiere haben, diese duftende Azung zu nutzen. Eine Schüssel Milch, ein kräftiger Käse, ein bißchen süße Butter, wie tät das einem wieder wohl, statt immer und immer nur das Wildpret des Waldes, Fleisch und Fleisch. Wir sind doch nicht zum Raubtier geboren und es ist fast etwas Niederes, ganz und gar zu leben wie der reizende Wolf.“ Luzius und Giachen kommen zur steinernen Hütte geschritten. „Vater,“ rufen sie schon von weitem, „wir haben einen Acker zuweggerichtet. Die Erde im Almboden ist ordentlich tief, zwar

leicht und schwarz, aber sie läßt sich hacken und eggen und wir haben ja einen Sack Weizen und ein Säcklein Gerste mitgenommen.“ Der Vater blickt zu der vom Desentisberge weit herablangenden Gletscherzunge hin. „Söhne, 's ist schadh um den Samen. Hier oben wird das Korn nicht reif. Ihr müßt drunten in der Tiefe, wo sich der Talgrund weitert, wo der Bach, der dem See da unten entfließt, ebener zu rinnen beginnt, den Wald reuten und Feld gewinnen. Dort unten kann unser Acker sein. Ich äße selber wieder gern eine Krume schmackhaften Brotes. Was wir aber hier oben leicht sommern und wintern könnten, das wären ein paar Haupt Vieh.“ „Aber wo die suchen und kaufen gehen?“ fragt Luzius. „Wir sind alldritt,“ sagt der Vater, „nun wiederholt dort oben auf dem weitsichtigen Spiz des Desentisberges gestanden und haben, gar nicht so fern, ein mächtig breites Wasser gesehen an klaren, söhnligen Tagen und an den herseitigen Ufern jenes Sees Rauchsäulen wahrgenommen, die wohl von großen Reutifeuern kommen mochten. Dort müssen Menschen sein. Wir sahen auch im Wald dort draußen große grüne Blöken. Ich glaube, in zwei Tagen seid ihr dort. Nehmt Spieß und Art mit euch, bahnt euch durch den Urwald einen Weg zu den Menschen, die dort wohnen und kauft euch, wenn sie haben, von ihnen einen Stier und Ziegenbock und vier Kühe und Geißen und treibt die Herde her. Dann wollen wir drunten im Talgrund einen Acker reuten und wenn wir das erste selbstgebackene Brot in rahmsüße Milch brocken und gemeinsam aus der Brenne löffeln können, sollen die Rehe, Gemsen und Hirsche vor uns für lange sicher sein. Die Tiere sind von unserer ständigen Jagd ohnehin schon ganz verschucht und es wird immer schwerer, sie zu erlegen. Rüstet euch und geht.“ „Kaufen?“ fragt Giachen. „Mit was? Die Menschen dort am See draußen, wenn wir uns ihnen überhaupt irgendwie verständlich zu machen vermögen, werden uns, wenn sie überhaupt solche haben, die Tiere nicht schenken. Was gehen wir dafür?“ Gion Megell lächelt. „Ich bin reicher, als meine Erben meinen. Ich habe schon etwas Gold bei mir und wenn man gemünztes Gold zeigt, braucht es nicht vieler Worte. Die Sprache verstehen allzulange noch alle.“ Er geht mit ihnen in die Hütte.

Bald gibt die ganze Familie den beiden Reisefertigen bis zum Walde das Geleite. „Noch eins,“ sagt Vater Gion, „wenn ihr da hinab zu neuen Menschen geht; Giachen, du bist jetzt sechsundzwanzig Jahre alt und du, Luzius, zweiundzwanzig. Es ist Zeit, daß ihr heiratet. Sucht euch nicht nur Vieh dort unten, sondern, wenn es Christen sind und ihr einen christlichen Priester trefft, erwerbet euch jeder ein Weib, laßt euch vom Priester trauen und bringt es herauf in unsere Berge, auf daß ich der Patriarch eines neuen Völkchens werde.“ „Vater, wo denkst du hin!“ „Aber Vater, was kommt dir in den Sinn!“ fallen Mengia und Margaretha ein. „Das ist doch sicher ein ganz fremdes Volk dort draußen. Das werden keine Rhätier sein. Fremde Weiber sollen in unseren Haushalt kommen? Fremde Weiber sollen

der Mutter und uns sagen, was ihre Ordnung sei? Haben wir Vater und Brüder bisher nicht recht gedient?“ Und Mengia erklärt flammenden Auges: „Wenn ihr so eine flächserne Germanin heimbringt, ich erwürge sie. Wollt ihr heiraten, dann geht hinauf nach Rhätien, den Weg, den wir gekommen sind. Jede Rhätierin soll uns willkommen sein. Aber wir dulden keine Mischung unseres Wesens. Wir Frauen sind der Rasse Hüterin.“ „Geht mit Gott, Söhne,“ sagt der Vater trocken, „und hört nicht auf diese Schwesterliche Eifersucht. Wir werden da oben bleiben und ihr werdet da unten am kleinen Bergsee für euch und eure Frauen eine neue Heimstatt bauen. Es ist für alle Platz auf Erden und aus der Mischung alter Stämme wird die Menschheit neu.“

Mengia und Margaretha reden im Steinhaus die folgenden Tage nur wenig. Selbst der Morgenruß, den sie dem Vater entbieten, ist mehr wie um einen Ton klangloser. Die Mutter hat erfahren, was für eine Kummerspinne in den Seelenwinkeln der Töchter ihre grauen Netze webe und so halbweg begriffen, daß der Falter ihrer Fröhlichkeit darin zugrunde ging. Doch hat sie vor den Töchtern den Vater nicht tadeln und seinem Brautaugeheiß an die Söhne nicht widersprechen wollen.

Die beiden Jungfern waren ins Holz gegangen. Aber es war ihnen nicht so recht ums Werk. Sie sitzen drüben am Waldrand und plagen sich mit ihren Gedanken. Mengia hat das Beil in den Händen und faßt es unwillkürlich kräftiger und schwingt es leer in der Luft. Dabei blitzt ihr schwarzes Auge und aus ihrem Antlitz flieht der Mensch. Der Bergwind bläst ihre Haare. Fast erschrocken sagt Margaretha: „Schwester, hör auf mit dem Beile zu spielen. Du siehst wie ein Teufel drein.“ „Werd' ich,“ zischt Mengia aus verbissenen Lippen und sie springt auf und schmettert das Beil mit wütender Kraft tief in eine Urve, daß deren Krone bebzt: „Wenn unsere Brüder mit Weibern heimkommen, die nicht unseres Stammes, die nicht rhätischen Blutes sind . . .“ „Sag es nicht, daß dich der Fluch nicht treffe, es zu tun!“ wehrt die mildere Margaretha. „Und ich sag es. Und ich tu es — erschlagen werd' ich sie!“ Margaretha weint: „Was Entsetzliches ist es um uns Menschen! Sind wir die ersten wohl, die in diesen Bergen wohnen, noch nicht so lange, daß sie uns ein Ersatz für die verlorne Heimat wären, und schon . . . und schon denken wir an Mord . . . Müssen wir denn immer wieder Rain sein? Soll überall, wo die Sonne eines Menschen Schatten auf die Erde zeichnet, diese Erde um dieser Schatten willen Blut trinken müssen, das der Zorn verschüttet, das der Haß vergießt?“ „Memme!“ schilt Mengia verächtlich, „wenn du so denkst, bist du so unwürdig wie unsere Brüder des Blutes, das in dir lebt. Wir Rhätier sind aristokratischen Stammes, die Nachfahren der Etrusker, des Volkes, das seinen Nacken nie vor Rom gebeugt, das, von den Euphratquellen kommend, noch den Uradel der frühesten Menschheit in sich trägt. Die Etrusker waren ein armes, aber freies Herrenvolk. Von den herrschsüchtigen Römern nordwärts, von



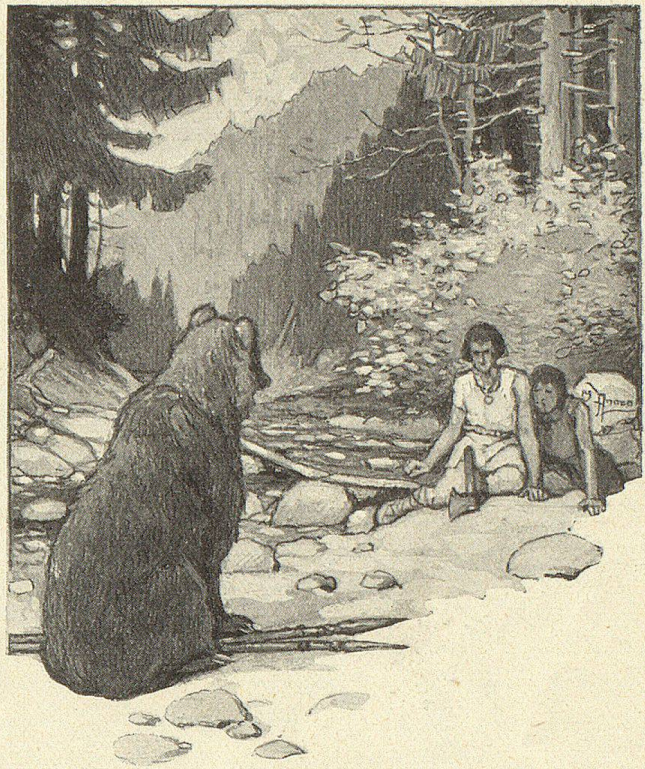
den Galliern ostwärts getrieben, nisteten sie sich, den Ablern gleich, in den Alpen an. Je höher der Mensch zu den Bergen steigt, desto sicherer wird er seiner selbst. Die Berge werden immer eine Feste der Freiheit sein.“ Margaretha schüttelt den Kopf. „Mengia, bilde dir nicht zu viel ein auf unser Blut. Alle Menschen haben Blut und der Heiland hat das seine für alle wohl geopfert. Seine Herren hat auch der Freie und wenn er keine hat, benützt er seine Freiheit als Wanderstab, um sich solche zu suchen. Am Euphrat ist der Menschheit Wiege. Irgendwie kommen alle aus den Gauen zwischen Euphrat und Tigris her. Soll man sich Feind sein und das Beil gegen den andern heben, weil jener einen andern Weg gegangen ist?“ Sie breitet ihre Hand nach der Richtung des großen Sees aus. „Dort wird vielleicht das Land der Chermannen sein. In jenen Wäldern leben vielleicht die Sueben, von denen man uns erzählt hat. Sie wählen ihre Hauptmänner selber. Sie leben so frei wie wir.“ Mengia ist ruhiger geworden. Fast mehr zu sich denn zu der Schwester sagt sie: „Im Süden ist die Sonne und im Norden sind die Schatten. Aus den Schatten kommt die Knechtschaft. Die Freiheit ist ein Sonnenkind.“ Beide schweigen. Margaretha erhebt sich ruhig, nimmt der Schwester Hand in ihre und sagt: „Mengia, wenn die Brüder fremde Weiber bringen und unsere Eltern wollen es, dann gehen wir zurück zum Grab der Feglia und gründen dort am dunklen See uns selber eine Heimstatt.“ Mengia blickt sie halb grim, halb traurig an: „Sollen wir uns selbst verstoßen?“

Giachen und Luzius sind, dem Bache folgend, der dem See entfließt, dessen Sprünge über die Felsenschwellen mühsam umgehend, gar bald in die Tiefe gelangt, allwo der Bach, geringen Gefälls, durch einen schier ewigen Wald turmhoher Tannen dahintschüderlet, hin und wieder von einer anderen Flanke der Berge her, einen frischen brausenden Begesellen empfangend. Die Berge treten zurück. Waldige Kuppen sanfterer Wölbung umstehen in sich weitender Runde ein Tal. Stundenweit, stundenweit sind die Brüder schon gegangen, das sich breiende Flußbett des sömmerlich mageren Wassers immerzu als beschwerlichen Weg benützend; denn das Dickicht des ganz an den Flußlauf sich drängenden Urwaldes ist undurchdringlich. Die Ufer werden schroffer. Steilhänge behindern den Ausblick. Immer mehr wird es nötig, im eingengten Bache stückweise hinzuwaten. Und die Sonne senkt sich in den Nachmittag. Wohl sieben Stunden mögen die Brüder vom Seelein ihrer Berge schon weggewandert sein. Die Berge sind verschwunden. Aber die Flußschlucht ist immer wilder geworden und die Wanderer sind ermüdet. Luzius bleibt schon weit zurück.

Plötzlich hört er in Schlucht und Wald über das lauter gewordene Rauschen des Flusses weg den Bruder rufen: „Heia da ein Weg, es geht zu Menschen!“ Beide freuen sich. „Dort von der Steilhalde kommt er nieder. Sieh, da unten sind entastete Latzen von Stein zu Stein über den Bach geschlagen.“ „Ein Steg, ein rechter Steg,“ bestätigt Luzius. „Aber, Giachen, ich mag nicht mehr. Ich muß ein Stündlein ruhen. Dieser beschwerliche Bachlauf hat mir das ganze Geknöch aus den Jugen gebracht. Hier breitet sich just weicher und sonnigwärmter Sand. Bha, das tut gut, seine Beine strecken zu können.“ Wie ein Sack ist er, den Speer viel Schritt neben sich werfend, in den Sand gesunken. „Hab nichts dagegen. Es ist noch lang nicht Nacht, und wir haben ja jetzt einen Pfad gefunden, also werden wir in Menschnähe und wohl auch in sicherer Gegend sein,“ tröstet Giachen sich, legt seinen Speer zu dem des Bruders und wählt auch sich eine Liege im Sand. In die unendliche Stille plätschert der Bach hinein, fern, ferner . . . Die Brüder schlafen.

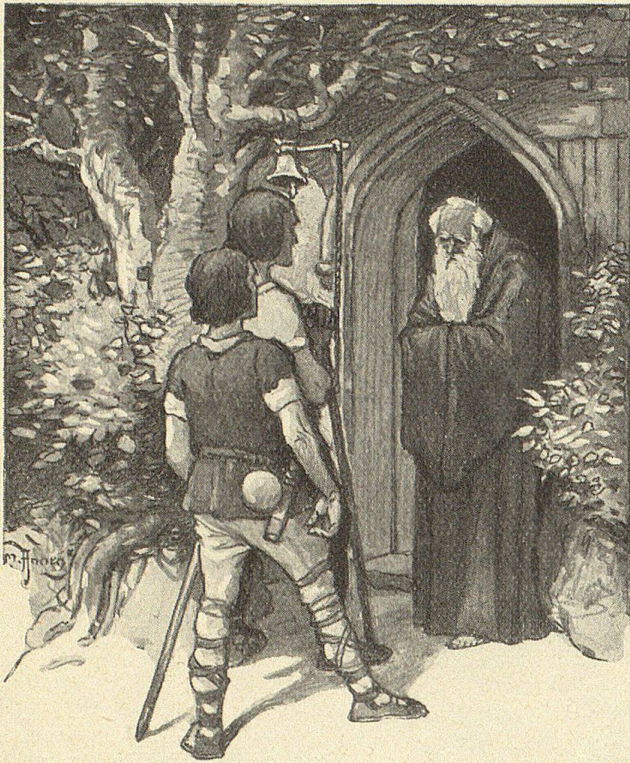
„Giachen, Giachen, schau dort — wir sind verloren.“ Giachen hört den erschrockenen Schrei seines Bruders und das Blut gerinnt ihm selbst in den Adern; denn auf ihren in den Sand gelegten Speeren hockt ein mächtiger Bär und äugt unverwandt auf die zwei Menschen. „Was sollen wir tun? Mit dem Beil an ihn?“ „Nein, poß Teufel nicht, solange er uns nicht angreift. Das Muster ist wacker und groß und wir wissen nicht, ob nicht noch mehr herum sind. Wenn das Tier bözartig wäre, hätte es uns überfallen. Ziehen wir uns lieber etwas zurück, zu sehen, ob er uns folge.“ „Da hast jetzt die sichere Gegend.“ Vorsichtig erheben sich beide, ziehen rücklings sich zurück, zehn, zwanzig Schritte. Da wälzt sich der Bär wohligh im Sande und dann packt er mit der Schnauze beide Speerspäße wie ein Hund seinen Knochen und trottet dem Pfade zu, auf demselben im Walde herseitigen Ufers verschwindend. Giachen

und Luzius blicken sich verblüfft an. „Der Kerl ist ja von großartiger Kriegslust.“ Giachen lacht, obwohl er noch fast zittert. „Das hätte ich nie gedacht und ist für uns schon eine männliche Schande, daß ein Bär uns sozusagen entwaffnen, mit unjeren Speißen abaus trollen würde.“ „Und jetzt, die Sonne sinkt, die Nacht kommt bald?“ Luzius fragt es nicht ohne Angst. „Wir müssen ihm folgen.“ Giachen sagt's und tut es zugleich. Ausgeruht rüstig und aufgeregert flink geht auch er dem Pfade zu, der stufen zur Schluchthöhe steigt. „Was kommt dir in den Sinn, Narr, willst du mit Gewalt ins Verderben?“ „Ich will sehen, wo der Bär seine Waffensammlung sich angelegt hat,“ spottet Giachen mit Galgenhumor. „Du bist verrückt, keinen Schritt gehe ich der Gefahr nach,“ wehrt und schimpft Luzius und folgt dem Bruder doch. Dieser ist schon oben am Rande der Schluchtklänke und haut sich mit seinem Beil in Ersatz des härengeräubten Speißen einen Wanderstecken. „Mir auch einen,“ ruft ihn noch aus halbweger Tiefe Luzius an. So ziehen beide, dem Pfade folgend, quer in den Wald hinein, der ein enges Hochtal füllt. „Es müssen da doch öfter Menschen wandeln,“ vermutet Giachen. „Neben den Spuren der Bärentrake laufen friedlich beschuhte und unbeschuhte menschliche Fußspuren.“ Die beiden Wanderer ziehen kräftig aus. Der Abend dämmt in den Tannen. „Wenn ich mir's recht besinne, laufen wir jetzt nordöstlich und nordöstlich liegt jener große See, den wir vom Desentizberge aus gesehen haben,“ wahrweist der eine. „Aber der mag noch weit weg sein. Wir kommen vor Zuntzen nicht mehr an sein Gestade. Was wird das für Wandern werden im Rabenschwarz der Nacht auf diesem schmalen Wege durch diesen hohen Wald?“ — Beide halten im Laufe plötzlich inne und schauen sich freudig an. Bim bom, bim bom — ein Glöcklein singt im Wald. Alle Tannen singen mit. „Es muß ganz nahe sein,“ sagen die Brüder zuversichtlich, und kaum daß sie es sagten, stehen sie vor dem Ausgang einer Schlucht, aus der ein Bächlein über die Felsen niedermilcht. Ein festes Brücklein führt über den Bach auf eine hohe Hürde von eng aneinandergerammten, rauhen Stämmen zu. Hinter dieser Hürde guckt das Türmlein einer Kapelle und das Dach einer Hütte hervor. Vom letzten Klang des Abelläutens schwebt noch ein Zittern in den Zweigen. In die Hürdenwand ist ein Pförtlein eingelassen. Es ist zwar von innen her geschlossen, aber es hängt daneben von einem Gleitradchen her ein Strick hernieder. „Das wird wohl die Pförtnerglocke sein,“ flüstert Luzius und zieht am Stricke. „Richtig,“ nickt Giachen; denn eine Schelle himmelt drinnen und Schuhe schlappen näher. Zwei hölzerne Kiegel klappern und vor den beiden steht in schwarzem Mönchsgewande ein hochgewachsener Greis. Beim Dämmer sieht man wenig mehr als einen weißen Bart auf dem schwarzen Kleide. Eine hagere Hand streckt sich zum Grusse entgegen: „Gott willkommen bei Bruder Gall im Steinachwalde,“ grüßt der Waldmönch und lädt zum Eintritt ein, um hinter dem Rücken der Angekommenen die Pforte wieder einzuriegeln. Sie stehen in einem weitumfrie-



deten, an den Bergwald angelehnten Wiesenhofe, darinnen neben dem hölzernen Kirchlein zwei Hütten und ein Stall stehen, vor dem ein Brunnen plätschert. „Woher des Weges?“ fragt der Mönch lateinisch, da die beiden auf die Sprache, die er zum Grusse gesprochen, keine Antwort geben. Als Rhätoromanen verstehen sie nun, was er sie fragt und deuten mit den Händen, von woher sie kämen. Der Mönch schüttelt seinen Kopf und streicht den Bart. „Von dort kam noch niemand her. Dort drinnen sind wohl Berge?“ Die Brüder nicken und greifen mit den Händen hoch, um des Gebirges Höhe anzugeben. Nun aber staunen, lachen sie. „Ei der Ruckuck, sieh dir das an, das sind ja unsere Speere,“ sagen sie aus einem Munde und erfassen die an der Tür des Klausnerhüttchens aufgestellten Lanzstöcke. „Wie kommen die daher?“ „Die hat mein Urs gebracht,“ lächelt der Mönch, „und ich dachte mir's schon, wenn die entgangene Beute selber die Speere bringe, werden die Jäger wohl auch noch kommen und nun ist alles da . . .“ „Seh Himmel, Vater!“ „Oh, er macht nichts, er ist so zahm wie ein Hündlein, streichelt ihn ruhig. Er hat's gern, wenn man ihm die Lauscher kraut.“ Der Bär war aus der Hüttentür getreten und schnupperte die Angekommenen an. „Siehst du,“ sagt der eine zum andern, „wie dumm es gewesen wäre, wenn wir mit dem Beil an ihn gegangen sein würden.“ „Ja,“ sagt der Waldbruder, „es hätte mir leid getan, wenn ihr meinen Urs, den treuen Teiler meiner Einsamkeit, erschlagen hättet.“

Beim einfachen Abendessen, das Bruder Gall seinen Gästen bereitet hat, erklären sie ihm unter um-



ständlicher Auffrischung ihres vergessenen Schullateins den Zweck ihrer Wanderung. Sie erzählten auch davon, weswegen ihr Vater in das herwärts Rhätien liegende Gebirge geflüchtet sei; und wie sie den Namen des Waldmönchs Sigisbert von der hochrhätischen Desertina nennen, dessen jugendlichen Freund Plazidus ihr Vater im Auftrage Victors hätte erschlagen sollen, da horcht Bruder Gall gespannter auf. „Sigisbert, so? Ein Mann meines Alters?“ „Wir glauben, Gesehen haben wir ihn nie. Aber unser Vater kennt ihn und hat mit ihm mehrmals geredet,“ sagt Luzius. „Er muß es sein,“ spricht der Mönch in sich hinein. „Es ist unser Sigisbert, gewiß kein anderer. Kolumban und ich haben im Frankenlande ihn gefunden und ihm das Gewand des heiligen Benedikt angetan und er ging fortan unsere Wege. Beide wollten nach Rom. Ich bin damals kränzlich gewesen und wir haben uns geschieden.“ Bruder Gall beugt seine Stirne in die Hand. „So wäre auch Sigisbert nicht über die Alpen, nur tief in sie hineingegangen? Ob wohl Kolumban, dann noch allein, den Pilgerweg seiner Sehnsucht in Rom vollenden konnte?“ An die Brüder, lebhafter wie vorhin gewandt, sagt der Mönch: „Ich werde euch morgen einen Brief mitgeben an Bruder Willimar, den Priester zu Arbon am See. Ihr habt einen guten Weg dorthin und er wird euch alles besorgen. Zwei brave alemannische Töchter für euren Herd und ein paar Tiere in eure Hürde. Und wenn ihr alles den beschwerlichen Weg in eure Berge gebracht habt, dann grüßt mir euren Vater und jaget ihm, es wäre mir ein großes Glück und ich könnt's ihm nie genügend danken, wenn er in der Begleitung

des einen von euch, noch eh der Winter kommt, hieher zu mir käme, daß ich mit jemandem reden und ihn hundertfach befragen könnte, der Bruder Sigisbert kennt und seine heilige Klause gesehen hat.“

Nachdem die Gäste das gern versprochen haben und der Kienspan verknisterte, der in die Hüttenstube ein gespenstisch Licht verzitterte, schickt Gallus sich an, ihnen ihre Schlafstätte zu zeigen und klopft im Gehen noch beiden auf die Schulter. „Und, Söhne, wenn ihr auf der Heimkehr seid, bringt eure Bräute hieher. Ich bin ein Mönch von Bangor, einem der Klöster Erins, und Priester. Es ist mir eine Freude, euch zu trauen und, wie ich hoffe, den Segen zu legen auf die Gründung eines Bergvolks dahinten im Bärenland.“

Waldhochzeit beim heiligen Gall.

Siebzehn Tage sind vergangen, da kommt eines frühen Morgens, zu Arbon nächtlich aufgebrochen, ein seltsamer Zug den Wald herauf zur Zelle des heiligen Gall. Vater Gall hat schon am Vorabend Bericht erhalten. Priester William hatte drei Buben herauf geschickt, daß die Hochzeit komme. Vater Gall hat sie bei sich behalten, um ihm bei dem bewegten Tage in der Einsamkeit allweg dienstlich zu sein.

Einer läutet kräftig das Glöcklein, das hinauszubelt in den morgentrischen Wald, hinein in alles Singen der Vögel; denn der andere Flachskopf war rufend herbeigesprungen: „Sie kommen, sie kommen!“ Vater Gall ist voller Freuden und sogar Urs, der Bär, tappt beweglicher wie gewöhnlich in der Hürde auf und ab, nur unzufrieden, daß er heute nicht hinaus dürfe; denn sonst gestattete der Einsiedler ihm jeden Morgen seinen Frühgang.

Nordwärts der Waldklause ist ein entblößter Hang, den hernieder vom See her der Weg zu Vater Gallens Kirchlein und Hütte führt. So sieht man den Hochzeitszug kommen. Ein seltsamer Aufzug: Voran zwölft Stück Rühe, Galtlinge, Kinder und zwei noch junge Stiere, getrieben von zwei Burschen in rohem Zwilchgewand. Hinterher treiben Buben mit viel Umständen ein Rudel hochbeiniger, schmaler, schwarzer Sauen. Urs scheint sie schon auf die Weite zu wittern. Er reckt sich am Hürdenhag empor und macht sich schlank, um darüber hinauszusehen. Trotz seiner wackeren Mannsgröße gelingt's ihm nicht und unzufrieden knurrt er: „Brrrummm, brrrummm!“ Dem Schweinstrieb folgen Schafe, begleitet von zwei Hunden. Dann reiten vorsichtig auf zwei Schimmeln und zwei Fuchsen die beiden Brautpaare den Hang herab und zuletzt folgt ein kleines Gedränge von Menschenvolk mit schwerbeladenen Saumrossen, über acht an Zahl.

Vater Gall's magere Hand ruht im Gelock eines der Buben und er sagt: „Geh dem Zug entgegen und sag, die Hunde sollen sie draußen lassen. Nimm sie grad selber in Gewahrsam. Hier hast du zwei Stricke. Weißt, es ist wegen Urs. Sie könnten ihn hezen und lezen. Seine biedere Bärenseele erträgt jegliche Kreatur, nur die Hunde mag er nicht. Es ist bei Tier und Mensch dasselbe, je näher die Verwandtschaft, desto ferner das Verständnis.“

Es wird lebendig um die Hürde. Kinder blären, Schafe blöken, Pferde wiehern, Schweine grunzen, Menschen reden und lachen und über allem immerzu jubelt das Völklein in den Morgen, einen Morgen voller Glanz und harzigem Tannenduft.

Giachen und Luzius treten mit ihren Bräuten durch die enge Hürdenpforte, die Vater Gall selber mit Tannenreis und Buchenlaub geziert hat, in den Hof der Klause und der greise Waldmönch kommt ihnen mit zertanen Armen entgegen: „Kinder, ich grüß' euch,“ und er küßt die jungen Männer und ihre Bräute an die Stirnen. Giachen stellt seine Braut vor: „Adelinde“; Luzius die seine: „Kemberta“. Es sind zwei gertenschlanke, hochgewachsene Blondinen, vom Vaterkusse noch Stirn und Wangen rot, verlegen, zwei Kinder der Natur, gekleidet in weiße Bienen mit rotbestickten Borden, von kleinen, weißen Közlein einen Kranz im vollen Haar. Bald rückt auch das übrige Völklein nach, die Väter der Bräute, wetterharte Männer, Brüder und Schweftern, ein gesunder, fröhlicher Schwarm.

Von Priester Willimar übergibt einer der Väter dem Vater Gall ein Schreiben, darinnen bezeugt ist, daß er nach kirchlicher Vorschrift die Paare befragt und in der christlichen Lehre wohl unterwiesen befunden und sie beim vorletzten Sonntagsgottesdienste verkündet und aus der Gemeinde keine Widerrede vernommen habe. Und unter diesem amtlichen Vermerke stand noch geschrieben: „Adelinde und Kemberta sind zwei brave Jungfern. Die fremde Art der von Dir empfohlenen Burschen, ihr schwarzes Haar und ihre dunklen rhätischen Augen haben das Flach der Köpfe beider Töchter alsbald in Brand gebracht und ob die beiden Paare sich noch kaum recht in ihren verschiedenen Sprachen verstehen, sie redeten mit den Augen und wurden kurzweg eins. Die Väter sind einverstanden und leisten selbst Gefolge. Die mitgeführten Herden und die Feldgeräte auf den Saumrossen sind ihre Morgengabe. Ich wünsche allen Glück und gebe Dir das gewünschte Recht, die beiden Paare zu trauen.“

Das hölzerne Kirchlein ist angefüllt. Heut brennen ein paar Kerzen mehr auf dem kleinen Altare, der von allen Blumen des Waldes duftet. Vater Gall liest die Brautmesse, segnet die Kinglein, traut die Paare und spendet ihnen das heilige Liebesmahl, das Gott den Menschen bereitet hat. Nach dem Gottesdienste setzt sich alles auf der umhürdeten Wiese ins Gras. Die drei Helfhuben des Klausners tragen gedörrtes Fleisch und frisches Brot herum und verteilen tönerner Becher und es kreisen die Krüge kühlen, schäumenden Weines.

„Das ist ein schöner, ein seliger Tag,“ spricht Vater Gall zur kleinen Festgemeinde, „dessen ich mich herzlich mit euch allen freue. Mit der frohen Erwartung auf ihn und den besten Wünschen für alle, die gekommen sind, bin ich gestern eingeschlummert und da träumte mir: Aus den zwei Ehen, die ich segnen werde, erwachse hinten in den Bergen, abgeschlossen von der Welt, dereinst ein ganzes Völklein, ein Völklein eigener Art, alemannisch in Sprache und Brauchtum, den Stammvätern folgend im Gemüte, rhätisch

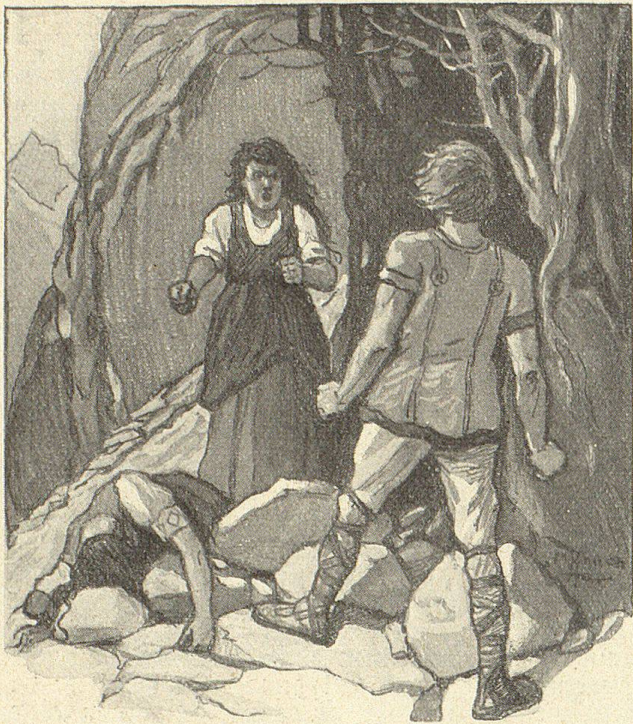
im ungebärdeten Freiheitsdrange, in Leidenschaft und Denkart, rhätisch auch in der Haare dunkler Farbe, in der Augen dunklem Glanz und der Regsamkeit des Geistes, den Stammvätern folgend in der Liebe zu enggeschlossener Eigenheit. Und ich sah hier an der Stätte meiner Klause ein großes Kloster mit zwei mächtigen Türmen stehen und aus dem Portale dieses Klosters einen Weg hinaufgehen zu jenem Völklein in die Berge, zu jeder Hütte, jedem Herzen hin. Immer zwar, so schien es mir, sei zwischen Kloster und Bergvolk nicht Friede und Eintracht gewesen, aber die Wolken haben sich wieder zertan. Was vom Kloster hinaufging auf all den von mir gesehenen Wegen, es ist droben geblieben und hat auf allen Hügeln seine Kirchen gebaut — der Glaube. Es blieb droben auch die Hoffnung und pflanzte auf offenem Plaze eine Linde, in deren Schatten jedes Jahr des Volkes freie Mannen ihre Gemeinde ordnen. Vielleicht dürft' es fürder und später noch etwas besser, etwas stärker in Treue und Aufrichtigkeit von Haus zu Haus, von Herz zu Herzen mit der Liebe sein. Das Kloster, das ich sah und das freie Volk der Berge, das ich schaute, nicht immer eins zusammen, sind im Einen einig geblieben: auf allen Siegeln beider durch viel hundert Jahre steht das Bild meines Urs. Er ist den beiden ersten dieses künftigen Volkes zum Heil geworden, trotzdem sie ihn gefürchtet haben. Mög er jenem künftigen Volke für und für ein Zeichen gemeinsamen Glückes sein. Mit diesem Wunsch entlasse ich euch in eure Berge und gebe euch zum Geleit den Segen.“ Alle erheben sich und knien nieder. „Gebenedeit sei der Name des Herrn — Sit nomen Domini benedictum“ hallt es in den Wald. „Von nun an und ewighin. Unsere Hilfe ist in des Herren Namen, der den Himmel wölbte und die Erde schuf. Es segne euch der Allmächtige!“ „Brrumm, brumm!“ Bei der Kapelle erhebt sich, da er das ganze Völklein knien sieht, der Bär zum Mannli, als wollt' auch er den Leuten noch etwas wünschen und sagen; denn auch er hat seinen glücklichen Tag. So viel Knochen hatte er noch nie zum Knuspern bekommen wie heute; saftige, wohlgeräuchte. Er tanzt vor Freud; denn er hat gehört, daß sein Vater Gall zu diesen Leuten etwas vom „Urs“ gesagt hat. „Brrumm, brumm!“

Giachen und Luzius aber haben noch sonders des Bären gedacht. Sie holen einen guten Stözen frischen Fleisches, tätscheln ihm den mächtigen Zottenkopf und werfen ihm zum Abschied die Festgabe hin, bei der er, mit dankbarem Blick auf die Geber, nun schmazend und schleckend verweilt.

Vater Gall geleitet die Leute bis zur Schlucht, wo es für die vielen Tiere mühsam den schmalen Pfad hinab in den Bach geht, dessen Bett dem ganzen Zuge Weg sein muß in die Berge, voran die beiden jungen Ehemänner, Wegbrecher in die Heimat eines Volkes.

Fluch und Segen.

Im felsblockbesäten Triftboden hinter dem kleinen See in den Bergen um den Sentis weiden Kühe und Rinder. Vom größten der Felsblöcke im innern



Boden steigt ein Käuchlein auf. An die Wand des massiven Flockes lehnen sich Hütte und Melster. Das ist die Siedelung „Beim Stein“. Hier haushalten Kemberta und Luzius. Näher dem See hockt ein Felszahn mitten im Tale. Auch an ihn lehnen sich menschliche Behausung und Stall an. Das ist die Siedelung „Beim Spizigstein“. Hier wohnen Adeline und Giachen. Im Moorgrund um den See tummeln sich die Schweine und an den Bergflanken ziehen die Schafe hin.

Alle Abend gehen droben vom steinernen Hause Gion Megell und seine Frau an den Felsrand hinaus, von dem man in das engebuchtete Tal mit dem Seelein niederfieht, und beide sitzen lange dort, um hinunterzusehen auf die felsumfriedete Heimat ihrer zwei Kinderpaare. Wenn die Söhne es sehen, winken sie hinauf und jede Woche oftmals kommen sie auf Megells-Alp zu Gäste. Sie haben mit viel Beschwer auch den Eltern einige Tiere heraufgebracht und an der Felswand hinauf einen schmalen, guten Weg geschlagen, den selbst die Mutter schon mehrmals niederstieg.

Es ist ein früher, kühler Abend. Schon geht's dem Herbst zu. Mutter Megell und ihre Tochter Margaretha sitzen bei Adeline vor dem Spizigstein auf einer Bank. Adeline hat die Sprache ihres Mannes und seiner Sippe fast gelernt und sie liebt die feine, alte Frau aus den rhätischen Bergen und die stille, sanfte Schwester ihres Mannes.

„Hat man noch keine Spur von Mengia gefunden?“ fragt sie die Mutter. „Es tut Kemberta und mir so leid, daß die Schwägerin, ehe sie unsere Ankunft nur erwarten mochte, um uns zu sehen, mit uns zu reden, aus Gram darüber, daß wir kämen, weggegangen ist.“ „Ach, es ist vielleicht besser so,“

sagt Margaretha. „Sei mir nicht böse, Adeline,“ spricht halbstill und sanft die Frau Megell, „ich würde es wirklich selber lieber gesehen haben, wenn meine Söhne zwei Rhätierinnen hergeholt hätten. Man hängt an seiner Art. Der Gedanke, daß die Enkel vielleicht nicht mehr die Sprache der Ahnen sprechen, daß unserer Heimat Wesen, das wir treuen Herzens in die Fremde trugen, im Geschlecht der Nachkommen eben doch untergehe, ist anfänglich schwer. Aber seit ich dich kenne, Adeline, und auch die Kemberta, ist er mir keine Last mehr. Menschen sind wir ja alle und wir alle sollten Christen sein. Mag im Blut der Stämme von irgend einem alten Fluche her eingeborne Feindschaft liegen, im Blute, das vom Kreuze floß für Deutsche wie für Welsche, das uns gemein erlöst, sollte eine neue Blutsverwandtschaft sich versöhnend offenbaren. Und ihr seid ja liebe, gute Töchter. Ich lobe eure Sauberkeit und rühme euren Fleiß... Mengia... ja... Mengia, sie ist von uns gegangen. Wir suchten sie seit dem Sommer. Wir glaubten, sie habe sich am Grabe ihrer Schwester am Feliensee irgendwo niedergelassen. Sogar ich selber ging mit Vater Gion hinüber und rief immer wieder ihren Namen; denn der Ruf einer Mutter, wenn er den Namen des Kindes nennt, ob auch schwächer, dringet dennoch weiter als der des Vaters. Aber wir haben die Mengia...“ „Gott, was ist geschehen?“ Ein geller Schrei hat durch das Tal getönt, ein einziger, schriller, unbestimmter Ruf.

Bleich, verstörten Angesichts, zitternd am ganzen Leibe, kommt Luzius zur Hütte am Spizigstein. Mutter Megell steht als erste auf, ihm entgegenzugehen. „Sohn, wie siehst du aus, was ist geschehen?“ Und der junge Mann sagt nur: „Etwas Gräßliches, aber ich mußte...“ und sinkt vor der Mutter in die Knie und weint wie ein Kind.

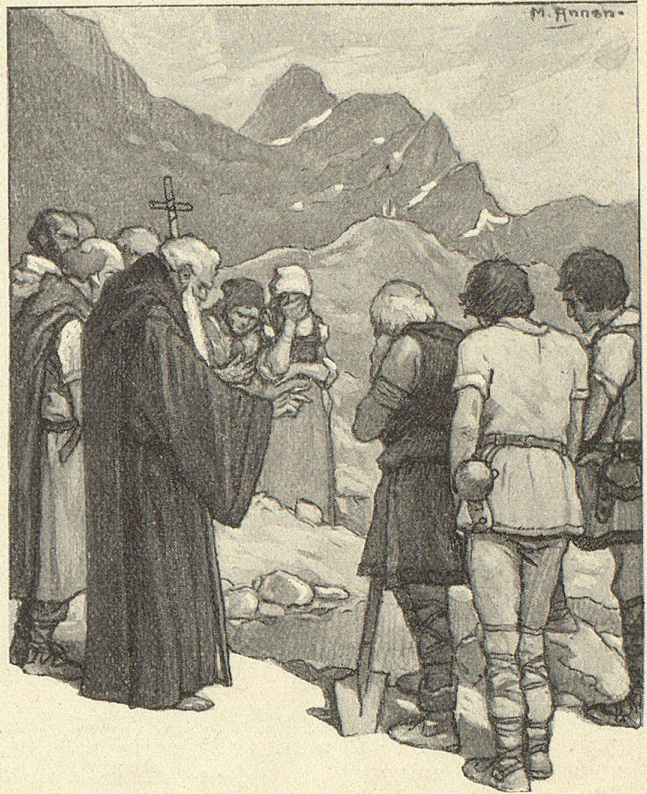
Giachen und die zwei Burschen, die er vom Hochzeitsgeleite des Sommers für die nötigen Dienste der Rodung und Pflanzung, Hirtung und Wartung sich zurückgehalten hatte, tragen zum zweitenmal auf einer Bahre von Nesten eine Leiche vom Felsweg herunter, der von der Megellsalp in das Tal des kleinen Sees führt. Sie tragen sie zu der andern zur Siedelung „Beim Stein“. Diesmal schreitet, gebeugten Hauptes und geknickt in der Gestalt, auch Vater Megell hinter der Bahre. Das traurige Geleite führt nahe am Spizigstein vorbei. Wie eine Verzweifelte ruft Frau Megell, da sie ihren Mann der Bahre folgen sieht: „Gion, was ist geschehen?“ Gion Megell stemmt sich. „Die Mutter ruft,“ sagt er zu Giachen, „es ist das Beste, ich sage es ihr. Niemand sonst kann es ihr sagen. Es ist so schwer, so schwer.“ „Armer Vater, ja, sei so gut, nur du kannst es, uns allen wird es nachher leichter.“ Die bahretragenden Männer schreiten weiter ins Tal hinein. Gion Megell wankt zur Hütte am Spizigstein.

„Sag es ohne Umschweife,“ befiehlt beinahe Frau Megell, „ich bin gefaßt.“ „Mengia, die Unselige, hat Kemberta getroffen, hat ihr ein Leids getan...“

Gion Megell atmet erleichtert auf. „Nichts geht über das Ahnen einer Mutter. Leider ist es so,“ sagt Gion, schluckt an einem harten Bissen Schmerz und fügt dann männlich ruhig bei: „Doch, da du gefaßt bist, sei alles gesagt, es ist noch Schlimmeres geschehen... Kemberta ist in der Morgenfrühe hoch an den Berg gegangen, jene durchsichtigen Steine zu suchen, die man Kristalle nennt. Sie wollte sich den Winter durch daraus ein Geschmeid gestalten. Luzius ließ sie ziehen. Als sie aber am späten Nachmittag noch nicht heimkam, hatte er Angst um sie und ging unter Abends selbst zu Berge. Da oben, jach überm See, wo unser Weg, der Kinder mit Eltern verbindet, sich um einen Felsbauch krümmt, stand er jach vor Mengia. Und sie zog an den Böpfen die aus vielen Wunden blutende Leiche der Kemberta hinter sich. Wie sie des Bruders vor ihr auf dem schmalen Wege am Abgrund sichtbar wurde, habe sie die Böpfe der Leiche fahren lassen, ihr Gesicht in Haß verzerrt und geschrien: „So, recht kommst mir grad hier am Wege des Todes, Verräter deiner Rasse! Ich habe dein Weib erschlagen. Nichts soll es mit deiner Hochzeit sein. Und wer seine Rasse verleugnet und mit fremdem Blut sich mischt, verdient den Tod wie sie, Elender.“ Das zischend, sei sie auf ihn losgesprungen, um ihn in die Tiefe zu schleudern.“ Gion Megell nimmt die Hände seiner Frau in seine. „Mein Gott, da müssen wir verzeihen, daß er, Leben um Leben, vor sich die schandbar totgeschlagene, eigene Frau, im Gegner das Weib und die Schwester vergessen und ihren Anprall abgewehrt und sie über die Felsen geschleudert hat — Rächer der Ehefrau, Mörder der Schwester...“ Gion Megell trägt eine Ohnmächtige auf seinen Armen zur Hütte am Spizigstein.

Zum zweitenmal gräbt Gion Megell einem seiner Kinder das Grab in diesen Bergen seiner Flucht. Giachen hilft ihm. Sie graben's ganz hinten im Talboden. „Wer kommt dort vom See her, vier, fünf, eine ganze Schar von Leuten,“ fragt Giachen, die Handfläche schattend ans Aug gehalten. „Fremde Menschen haben den Weg in diese Wildnis gefunden. Ob sie Gutes oder Schlimmes bringen, gehen wir ihnen entgegen.“ Sohn und Vater lassen den Spaten und eilen gegen den See. Schon nach ein paar hundert Schritten ruft Giachen: „Das ist ja unser Vater Gall! Heilig sei der Tag!“

Sein Gefolge sind die Väter und Verwandten von Arbon. Ungeladen kommen sie zum Leichengeleite. Noch wissen sie nichts. Vater Gall begrüßt Giachen und dessen Vater und es sprudelt aus ihm: „Du weißt um Sigisbert im rhätischen Tale, du kennst ihn, du hast ihn gesehen, gesprochen, hast seine selbstgezimmerte Heimat gesehen? Ich hat deine Söhne, dir zu sagen, daß du zu mir heraus an die Steinach kommest, von meinem Freunde zu erzählen. Wie kamest du. Und es quälte mich, einen Erreichbaren zu wissen, der vom Unerreichbaren etwas weiß. So kam ich mit den Leuten deiner Schwiegertöchter den



für einen sechsundsechzigjährigen Mann beschwerlichen Gang zu dir.“ Gion Megell verspricht, lange zu erzählen.

Die von Arbon Hergekommenen und die paar Leute der Berge stehen vor dem Doppelgrab, in das Vater und Bruder Tochter, Schwester und Schwägerin versenkt haben. Vater Gall spricht über sie die Totengebete und dann spricht er zu der kleinen Trauergemeinde: „Pflanzt auf dieses Doppelgrab ein Kreuz. Das Kreuz allein, an dem der Heiligste den Tod erlitten hat, kann die Völker und Rassen versöhnen. Und ich fürchte, bis alle Völker eins seien, werde noch mancher Bruder- und Schwesternmord begangen, werde noch manches Grab geschaufelt werden müssen in diese überall gleiche Erde jener Menschen, die sich hassen, weil sie sich nicht kennen, nicht verstehen. Pflanzt immer, immer wieder das Kreuz in diese Gräber, die der Haß gegraben hat, das Kreuz, das aufsteigt aus der Erde, die uns gemeinsam ist, zum Himmel, der uns gemeinsam werden soll. Luzius hat mich gebeten, mit mir kommen und den Frieden meiner Klause zu seiner Buße teilen zu dürfen. Ich habe es ihm gerne gewährt. Was Schweres nun auch geschehen ist, wenn den Menschen die Gnade nicht leitet, reitet ihn die Leidenschaft und das bringt ihn zu Falle. Aber aus Gräbern wachsen Blumen, aus allem Bösen geht zuletzt doch unter Gottes Sonn und Sternen noch das Gute auf. Deß sei, so weit diese Berge hier sehen, das ganze Land gewiß.“